



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Linz und Passau. Moritz, Ferdinand und der Kaiser 1552

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Schon am 3. März 1552 hatte der Kaiser seinen ersten Kavaliere, den Ritter des Ordens Joachim de Rye, Herrn von Balançon, mit einer von Arras eigenhändig aufgesetzten Instruktion an seinen Bruder Ferdinand gesandt. Er bat angesichts der sich häufenden Nachrichten von der Erhebung in Deutschland um Rat und um schleunige Vermittlung. Die Absichten des Markgrafen Albrecht auf Bamberg und Würzburg dürften, so meinte er, nicht täuschen über den allgemeineren Zug der Bewegung, die mehr Teilnehmer haben müsse als bloß ihre Führer, da merkwürdigerweise auch die Kaufleute in Augsburg jede Hilfe ablehnten. Weise man in Wien auf die Türkengefahr hin, so solle Rye antworten, daß diese Erhebung viel gefährlicher sei, weil sie jede Reichshilfe gegen die Türken mit in Frage stelle. Da es an Geld und Truppen gänzlich fehle, so seien die Deutschen auf alle Weise durch Verhandlungen zur Ruhe zu bringen. Wenn Moriz und Albrecht dabei über das Interim und über Gewalt gegen die Religion klagten, so sollten sie sich vielmehr seiner Wohltaten erinnern und der Unzuverlässigkeit der Franzosen, die einst Cleve wahrhaftig zur Genüge erfahren habe; auch daran, daß er in der Religion stets sehr gemäßigt vorgegangen sei. Daß es ihm fern liege, gegen die Goldene Bulle das Reich erblich machen zu wollen, wisse Ferdinand am besten; noch weniger denke er daran, die fürstliche Libertät anzutasten. Was die angebliche Vergrößerung seiner Erblande betreffe, so habe er in Geldern nur sein Recht wahrgenommen, über Utrecht sich oft genug geäußert und Lingen teuer gekauft. Dem verschuldeten Markgrafen könnte man Geld anbieten. Moriz' Klagen über die Gefangenhaltung des Landgrafen seien unberechtigt; der Landgraf würde bei seiner Natur nur neue Unruhen nach Deutschland gebracht haben; im übrigen habe er ja gerade darüber mit Moriz verhandeln wollen.

Sehr viel heikler als diese ostensible Instruktion war die Geheiminstruktion, die von dem Verdacht ausging, daß Ferdinand, der seinem Bruder über die gegenwärtigen Vorgänge nicht einmal sein Bedauern ausgesprochen, noch weniger einen Finger gerührt habe, etwa selbst im Einvernehmen stünde mit den Verschworenen. Balançon soll gut aufmerken und gegebenenfalls dem Könige ernstlich vorstellen, daß sie als Brüder unbedingt zusammenhalten müßten, und daß der König sich verrechne, wenn er auf diese Leute zähle. Es gelte auch Ferdinands eigene Stellung im Reich und sein Kaisertum. Ähnlich wäre mit Maximilian zu sprechen und ihm zu sagen, welche Gefahr Moriz als „König von Sachsen“ im Bunde mit Frankreich für ihn selbst bedeute;

daß er aber vielleicht persönlich vermitteln könne und dadurch Ehre und Dank erwerbe.

Die Verdächtigung Ferdinands war sehr unberechtigt trotz dessen Verstimmungen im letzten Jahr. Vielmehr hatte Ferdinand seinerseits schon am 4. März mahnend an Moriz geschrieben, inzwischen auch den Oberstkämmerer der Krone Böhmen, Heinrich Reuß von Plauen, zu ihm gesandt. Am 16. März war dieser noch mit Moriz in Leipzig zusammengetroffen, um mit ihm eine Tagung in Linz zum 4. April zu verabreden.

Später bat freilich Moriz noch zweimal um Aufschub dafür. Er spielte mit erstaunlicher Gewandtheit nach beiden Seiten den ungeru Gedrängten. Das vorsorglich bestellte Schreiben seines hessischen Verbündeten mußte er in Wien mit dem fast schamlosen Bedauern aus, daß sich dieser „mit ausländischen Potentaten etwas weit eingelassen“. Umgekehrt gab er sich durch seinen weiteren Vormarsch und seine scheinbare Zurückhaltung gegenüber den Botschaften der Habsburger auch seinen Verbündeten als ernsthafter Partner.

Der Kaiser erteilte inzwischen, wieder für Balançon, am 11. und 22. März seine genaueren Instruktionen zu den bevorstehenden Verhandlungen. Einzig die Freigabe des Landgrafen wollte er jetzt zugestehen, freilich erst 14 Tage nach Entlassung des Kriegsvolks und gegen Sicherungen dafür, daß dieses nicht etwa dem Könige von Frankreich zuziehe. In der Religion sollte es bei den Beschlüssen des letzten Reichstages sein Bewenden haben. Karl fügte hinzu, daß er um nichts in der Welt in diesem Punkte gegen Pflicht und Gewissen handeln werde. Viele Einzelheiten, die übrigens ein dickes Heft füllen, würden noch studiert.

Von den Niederlanden her mischte sich die Königin Marie mit Mahnungen ein, ja mit einem glühenden Appell an die Treue Ferdinands. „Bei Gott, Monseigneur“, schrieb sie ihm am 9. April, „man muß Vergangenes vergessen können. Ich bitte Euch, Monseigneur, laßt Euch von der Not und von der Bruderliebe alles das selbst sagen, was ich anführen könnte. Denkt doch auch daran, daß seine Majestät nicht gezögert hat, Euch zu helfen, wie schwach und krank sie auch war. Ich bitte Euch, Monseigneur, wiederholt und so tief ich nur kann, so schnell wie möglich zu handeln.“

Ferdinand strafte die wenn auch zurückhaltenden Verdächtigungen der Geschwister gegen seine Treue weiterhin Lügen. Er war nicht in der Lage und auch nicht der Mann dazu, nach Art seines Bruders das Unmögliche zu ergreifen. Aber er scheute in den nächsten Monaten keine Mühe. Jetzt kam er von Preßburg über Wien nach Linz, gab sogar von unterwegs Ratschläge

für die Behandlung des Kurfürsten von Brandenburg und seines Bruders Hans, sowie in bezug auf die Freilassung Johann Friedrichs, die deutlich erkennen lassen, daß er bei aller alten Verbundenheit mit seinem Nachbarn Moriz darauf bedacht war, gegen diesen umfassendere Sicherungen zu schaffen.

Am 19. April, Dienstag nach Ostern, begannen die Verhandlungen zu Linz, zu denen der König mit seinen Söhnen, der Kurfürst mit dem Herzog von Bayern und dem Bischof von Passau erschienen. Den Kaiser vertraten Rye und Lazarus von Schwendi. Moriz blieb nach Möglichkeit in der Hinterhand, schob seine Verbündeten und Frankreich vor und gefiel sich, wie früher, wenn auch mit mehr Glück, in der Rolle eines Vermittlers; nur daß er mit immer neuen Forderungen seiner Leute aufwartete, die es ihm ermöglichten, den mit bescheidenen Ansprüchen eingeleiteten Verhandlungen nach Lage der Dinge möglichst viel abzugewinnen. Ferdinand konnte für den Kaiser die weitergehenden Forderungen wegen Frankreich, der Religion und der Reichsregierung nicht bewilligen. Da Moriz nun selbst eine größere Versammlung wünschte, die ihn aus seiner spürbar gewordenen Isolierung befreien sollte, eine solche auch dem Kaiser zum Zeitgewinn nur lieb war, so einigte man sich nach etlichem Botenwechsel mit Berichten und Weisungen zwischen Linz und Innsbruck verhältnismäßig leicht auf einen neuen Tag, jetzt zu Passau am 26. Mai, und auf Annahme der Mitwirkung weiterer süd- und westdeutscher Fürsten.

Die Bedingungen für die Freigabe des Landgrafen mußte Moriz als unerfüllbar erkennen. Wie hätten seine Verbündeten bei so magerem Erfolg in die Entlassung ihres Heeres gewilligt? Auch die Zusicherungen in der Religion, daß nämlich erst auf einem Reichstage beschlossen werden sollte, „durch welche friedlichen Mittel die spaltige Religion verglichen werden könne“, waren völlig unzulänglich, zumal auf einem Reichstage die altkirchliche Majorität noch immer den Ausschlag geben mußte. So war im Abschied von Linz am 1. Mai sachlich nichts endgültig beschlossen. Moriz verpflichtete sich nur zur Bemühung um einen Waffenstillstand für die neue Tagung, vom 11. Mai ab. Das war unverbindlich, aber man hatte allseits Zeit gewonnen.

Daß Moriz im Schutze der nächsten beiden, durch keine Waffenruhe geschützten Wochen etwas anderes vorhatte, als bloß zu verhandeln, läßt sich nachweisen. Er rüstete sofort zum Vormarsch auf Innsbruck. Daneben freilich botschaftete er auch an den König von Frankreich, um dessen Beteiligung an den neuen Verhandlungen zu erreichen. Die Waffenruhe schob er hinaus.

Das am meisten Befremdende bleibt seine offene Botschaft an Frankreich. Sie gefährdete die weitere Geldzahlung, die er doch brauchte, wenn er dem

Vorstöß nach Tirol Nachdruck geben wollte. Wie er sich das dachte, ist nicht vollkommen klar. Vielleicht erwartete er die letzte Entscheidung schon von Passau und von der Mitwirkung der Neutralen, zumal der Rheinländer, die vor allem Frankreich fürchteten. Aber er konnte nur dann hoffen, ihnen gleichzeitig die Furcht vor dem Kaiser zu nehmen und dem Ungestüm seiner Verbündeten ein Ziel zu geben, wenn er inzwischen versuchte, den Kaiser völlig mattzusetzen.

Es war ein großes Spiel, das er wagte. Denn der Kaiser hatte abgesehen von seinen unerschöpflichen Hilfsquellen das sehr wirksame Mittel, den „gewesenen Kurfürsten“ von Sachsen gegen ihn auszuspielen. Zwischen dem verbündeten Frankreich, das er enttäuschte, und den Habsburgern, mit denen er auf die Dauer rechnen mußte, tastete Moritz, dessen Handeln sich nicht rational erfassen läßt. Aber wenn man sich auch nicht unterfangen soll, alle großen Entschliefungen der Geschichte, zumal bei so problematischen Naturen wie Moritz, ergründen zu wollen und das Logische für das historisch Richtige auszugeben, so bleibt doch die Hauptrichtschnur für sein Vorgehen erkennbar. Er brauchte nach der unerschütterlichen Haltung des Kaisers in Linz mit Rücksicht auf die schwachen Stände mehr Lärm und auch für sich einen sichtbaren Erfolg. So ließ er den Markgrafen Albrecht gewähren und im Mai Nürnberg angreifen und seine berüchtigten Verträge mit Bamberg auf 80 000 Gulden und 20 Ämter, mit Würzburg gar auf 220 000 Gulden erpressen, während er selbst sich mit den übrigen Verbündeten durch Oberschwaben auf Füßen wandte. Bei Reutte drängten sie die Kaiserlichen auf die Ehrenberger Klause zurück und nahmen dann diese durch Umgehung am 19. Mai. Am 23. standen sie in Innsbruck.

Der ungeschützte Hof war über den Brenner entwichen. Der Kaiser zog vom Eisack in das Nienztal und über die Wasserscheide von Innichen ins obere Drautal. Am 24. war er in Lienz, vom 27. an in Villach, wo ihm die Wege über Pontebba nach Italien oder ostwärts nach Krain und der Steiermark offen standen. Die Flucht vor dem Feinde war für den alten Edelmann und Souverän unsagbar bitter. Aber wie so oft ermannte er sich in der Not und besann sich auf seine unendlichen Möglichkeiten. Briefe und Boten gingen in alle Welt. In Italien war Friede gemacht. Von Neapel liefen 200 000 Dukaten ein; Anton Fugger, der den Hof begleitete, streckte 400 000 Dukaten vor und erwirkte bei den Genuesen Stillstand für Zahlungen.

Die zunächst unvollkommenen Rüstungen kamen langsam in Gang. Markgraf Hans, eben noch an Moritz' Seite, hatte schon am 19. Februar aus anderen Gründen den Besuch des kaiserlichen Hofmarschalls Hans Böcklin erhalten, des

Schwiegervaters von Schwendi. Man fand sich gegen Moriz, der auch hier der „kleine König“ hieß, und der Kaiser hätte bei richtiger Einschätzung der Lage und bestimmten Zusagen in der Religion schon damals einen Degen gegen seine Feinde haben können. Hans war entrüstet über die Manifeste der Kriegsfürsten, vor allem der Franzosen. „Glaube Dir der Teufel“, schrieb er an den Rand. Er urteilte, daß diese Fürsten, „die Religion nicht meinen, noch weniger Gottes Wort vor etwas halten.“ Seine Wünsche und die kaiserliche Werbung kamen sich entgegen; wie immer umständlich, trat er doch in Verhandlungen über eine kaiserliche Pension. Unmittelbarer rüstete Ferdinand. Über Berg sollten spanische und italienische Truppen heranziehen. Aus Spanien ließ der Kaiser den Herzog von Alba kommen.

Wollte der Kaiser schon jetzt den Gegenschlag führen und die Verhandlungen von Passau durchkreuzen? Das lag weder in seinem, noch in Ferdinands Interesse. Als Hauptgegner betrachtete er stets Frankreich. Gegen dieses aber mußte er stärker sein. Darüber darf jedoch nicht übersehen werden, daß der langsam rüstende Kaiser gegenüber Passau an Freiheit gewann.

Nun hebt sich für ein paar Szenen wirklicher Größe noch einmal der Vorhang.

Die Haltung des Kurfürsten Moriz nahm in Passau zu an Stil, und der Kaiser blieb ihm erst recht gewachsen. Wiederum erging neben einem eigenhändigen Schreiben an Ferdinand eine ausführliche Instruktion für Rye am 4. Juni. Neben Rye wurde der Vizekanzler Seld abgeordnet. Alle Entscheidungen aber behielt sich der Kaiser vor. Seine Hauptpunkte waren wie früher die Freigabe des Landgrafen vierzehn Tage nach Auflösung der Heere, Ablehnung fürstlicher Vermittlung mit Frankreich und Verschiebung der Religions- und Reichsachen auf einen Reichstag. Die Zeit arbeitete für ihn.

An Moriz' Haltung war das Wichtigste, daß er jetzt ganz offen selbst als Träger sowohl der Forderungen des Tages wegen des Landgrafen, Frankreichs und der Kriegsvölker, wie der allgemeinen Reichsbeschwerden in Sachen der Religion und der Libertät auftrat. Damit wurde er vom ehrgeizigen Spieler zur historischen Figur. Durch ihn wurden in Passau die letzten großen Fragen und Lösungen der Reformationszeit schon so geformt, wie sie drei Jahre später die Verhandlungen über den Augsburger Religionsfrieden bestimmen sollten.

Ferdinand sträubte sich mit heftigem Kopfschütteln gegen die Zuziehung des französischen Gesandten, ließ aber den Ständen die Freiheit, ihn zu hören, womit der Fall erledigt war, denn Jean de Fresse zog sich nach seiner Rede selbst von Passau zurück; der „spitznäsige Bischof“ hatte auch bei den Kriegsfürsten geringe Sympathien. Die französische Frage gestaltete sich danach

verhältnismäßig leicht. Das gesamte Fürstentum rückte wieder wie 1544 von Frankreich ab.

Schwieriger war die Erledigung des Landgrafen. Als Ersatz für die von dem Kaiser geforderte Frist von vierzehn Tagen wurden allerlei Vorschläge gemacht. Moriz und die Fürsten aber forderten die Freigabe des Landgrafen und die Entlassung der Truppen Zug um Zug.

Wegen der Religion wies Moriz auf die Unbrauchbarkeit sowohl des Konzils wie des Reichstages wegen ihrer Stimmverhältnisse hin. Er forderte also die Nationalversammlung, das alte Anliegen seit 1524. Sollte aber auch eine Nationalversammlung nicht zum Ziele führen, so blieb seine entscheidende Forderung „ein unbedingter, für und für währendender Friede“. Man verschob die Sache selbst auf den Reichstag, aber man beschloß hier schon allgemein den unbedingten Frieden. Wegen des Schutzes der Güter der Geistlichen machte Moriz die Einschränkung, „soweit sie noch im Besitz sind“, lief damit natürlich Gefahr, einen Teil der Versammlung abzusprennen. Doch gab er sich zufrieden mit privaten Zusicherungen des Königs.

Umgekehrt blieben die Neutralen in bezug auf die Reichsbeschwerden einig. Auch über der Begnadigung aller an den letzten Kriegen Beteiligten entstand wohl Zeitverlust, aber eigentlich keine nachhaltige Meinungsverschiedenheit.

Zum Schluß aber gab es doch noch eine peinliche Überraschung. Gleich dem Kaiser hatten auch die Kriegsfürsten ihre Zustimmung vorbehalten. Moriz sagte das erst jetzt, am 22. Juni, und es blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Am 24. reiste er ab, die Zustimmung einzuholen. Er versprach inzwischen Waffenruhe. Unter der Hand hatte er Ferdinand gebeten, daß der Kaiser den gewesenen Kurfürsten nicht freigäbe, was aber inzwischen längst geschehen war; nur daß der alte Herr dem Hofe freiwillig folgte.

Das schwerste Stück des Vertrages stand also noch bevor, die Anerkennung durch die beiden Lager, Kriegsfürsten und Kaiser.

Moriz eilte in das Lager der Verbündeten vor Eichstätt. Markgraf Albrecht wütete mit Worten nach seiner Manier und gebärdete sich völlig unzugänglich. Aber auch Landgraf Wilhelm war zunächst ablehnend, und Moriz mußte ihn bereden. Johann Albrecht wünschte mehr Rücksicht auf Frankreich. Man machte also Vorbehalte. Aber die Annahme schien doch gesichert. Da mußte, nach Moriz' Rückkehr am 3. Juli, Ferdinand gestehen, daß der Kaiser seinerseits abgelehnt habe. Moriz gab sich entrüstet, war es wohl auch. Die Neutralen traten auf seine Seite.

Verzweifelt begab sich Ferdinand, immer gefährlicher bedrängt von den Türken, gegen die ihm Moriz helfen wollte, am 8. abends noch einmal nach

Villach und beschwor den Bruder. Karl setzte den Tränen Ferdinands das Pathos einer unerschütterlichen Überzeugung entgegen. Ferdinand hatte Gegenwart und Zukunft zu verlieren, Karl die Ewigkeit. In Nebenpunkten, auch in solchen, die er gänzlich verurteilte, gab er nach, aber nicht in der Hauptsache, Religion und Reichsregierung. Den unbedingten Frieden wollte er nur bis zu einem Reichstage gewähren und die Reichsbeschwerden selbst entscheiden, nicht durch die Fürsten. Mehr konnte Ferdinand nicht erreichen. Bei strömendem Regen brach er wieder auf und eilte die 200 Kilometer nach Passau zurück.

Jetzt lag die Entscheidung zum zweiten Mal bei Moriz und den Kriegsfürsten, die inzwischen noch einen starken Eindruck zu ertragen versuchten durch Belagerung des von den Kaiserlichen verteidigten Frankfurt. Dahin also begaben sich am 16. und 17. Juli die Gesandten der Stände und des Königs.

Würden die Kriegsfürsten den verstümmelten Vertrag annehmen? Vor Frankfurt hatten sie keinen Erfolg und durch Erpressungen von Geschützen und Munition in der Nachbarschaft gewannen sie auch keine Freunde. Gleichwohl lehnte der Landgraf nun erst recht ab. Aber was wurde dann aus seinem Vater? Moriz war aufgebrocht, enttäuscht, aber er wollte annehmen. Er hatte sich von Frankreich schon zu weit getrennt und zu feste Bindungen und Hoffnungen auf der habsburgischen Seite. Der Kaiser war inzwischen wirklich gerüstet und konnte jeden Augenblick den früheren Kurfürsten gegen ihn loslassen. So gewann Moriz noch einmal den jungen Landgrafen, unter Verzicht auf die übrigen. Am 2. August unterzeichneten beide. Am 3. hob Moriz sein Lager auf. Als die Soldaten Schwierigkeiten machten, ließ er das Lager in Brand stecken. Er selbst zog südwärts zu den königlichen Musterplätzen gegen die Türken.

Nun war es wieder am Kaiser, Bedenken zu erheben. In der Tat hatte ja nur ein Teil der Kriegsfürsten angenommen, und allerlei Befürchtungen lagen nahe. Erneut flehte Ferdinand und erreichte diesmal sein Ziel. Der Kaiser ratifizierte den Vertrag in der von Moriz und dem Landgrafen angenommenen Form zu München am 15. August.

Der Kaiser vor Meß

Ganz hingegeben an die großen Entscheidungen in Deutschland, haben wir die Angelegenheiten der weiteren Welt vorübergehend aus den Augen verloren. Das Verhältnis des Kaisers zu Julius III war gut geblieben. Sie dachten an eine Zusammenkunft. Freilich auf den einmal erwogenen Be-